

Medizin und Krieg im 20. Jahrhundert – Schauplatz Europa. Zur Einführung

Richard Kühl und Nils Löffelbein

Spätestens seit dem russischen Überfall auf die Ukraine im Februar 2022 ist der Krieg in einem Ausmaß in das europäische Bewusstsein zurückgekehrt wie zuletzt in den 1990er Jahren während der Kriege im ehemaligen Jugoslawien. Dabei scheinen die Bilder von Frontabschnitten wie im ostukrainischen Bachmut mit seinen schlammgetränkten Schützengräben, den massiven Artillerieeinsätzen und Sturmangriffen von Infanterieeinheiten sogar Vergleiche mit dem nun bereits über 100 Jahre zurückliegenden Ersten Weltkrieg heraufzubeschwören.¹ Ebenso wie der Erste Weltkrieg ist auch der Ukrainekrieg zudem von extrem hohen Verlusten geprägt: Schätzungen zufolge belaufen sich die Todes- und Verwundetenzahlen nach drei Jahren Krieg bereits auf mehrere hunderttausend Soldaten auf beiden Seiten.²

Die neue Präsenz des Krieges ist daher zunehmend auch in der Medizin spürbar – sei es infolge der geographischen Nähe humanitärer Einsätze in der Ukraine und ihren Grenzstaaten oder in Form der medizinischen Versorgung von Menschen, die vor Krieg und Gewalt geflüchtet sind.³ Angesichts der neuen Bedrohungslage durch die russische Aggression werden in vielen europäischen Ländern erstmals seit dem Ende des Kalten Krieges auch die medizinischen Implikationen einer möglichen Kriegsbeteiligung diskutiert. Sanitätsoffiziere der Bundeswehr versuchen aktuell, Lehren aus dem bisherigen Kriegsverlauf in der Ukraine zu ziehen, etwa hinsichtlich einer

1 Siehe etwa: Maxim Kireev/Hauke Friederichs, Kämpfe in Bachmut: Eine Front, die an den Ersten Weltkrieg erinnert, in: *Die Zeit* (14.3.2023).

2 Zu aktuellen Zahlen mit dem Stand Ende Februar 2025 siehe <https://de.statista.com/themen/8939/russland-ukraine-konflikt/>.

3 Lukas Radbruch/Hans-Georg Schaible, Krieg und humanitäre Katastrophe in der Ukraine, in: *Der Schmerz* 36/2 (2022), S. 79–80.

verbesserten Erstversorgung in der Kampfzone oder der Kooperation mit zivilen Gesundheitsdiensten.⁴

Der vorliegende Band nimmt die Rückkehr des Krieges in Europa zum Anlass, auf das spannungsreiche und ambivalente Verhältnis von Medizin und Krieg seit dem frühen 20. Jahrhundert zurückzublicken, das seit jeher ein reges Forschungsinteresse geweckt hat. Die Fragestellungen zum Themenkomplex »Krieg und Medizin« haben sich in den letzten Jahrzehnten indes zweifellos stark erweitert und ausdifferenziert. Während in der älteren Forschung noch vor allem ärztliche Therapieverfahren in Kriegssituationen, die sie umgebenen Organisationsstrukturen oder auch die Biografien einzelner Mediziner*innen im Fokus standen, hat die Forschung seit den 1980er Jahren verstärkt die vielfältigen Verflechtungen und Wechselwirkungen der medizinischen Profession mit anderen gesellschaftlichen Teilsystemen aufgezeigt.⁵ Medizinische Forschung und Versorgung im Krieg wurden oft von politischen und militärischen Interessen geprägt – sei es durch Zwangsexperimente oder die Nutzung medizinischer Erkenntnisse für strategische Zwecke. Hier hat die Forschung zum Nationalsozialismus in den letzten Jahren insbesondere den zentralen Anteil der medizinischen Wissenschaft an der Planung und Realisierung von Regimeverbrechen herausgearbeitet, insbesondere im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Rassenlehre, der genozidalen Siedlungspolitik im »Ostraum« oder den »Menschenversuchen« in deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern.⁶

Die Versorgung von Verwundeten, Kranken und Invaliden stand im Zentrum militärischer Sanitätsdienste und im Frieden der zivilen Versorgungsbehörden,⁷ wobei ihre Organisation und Effizienz stark von ideologischen Faktoren oder anderen politischen und sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen

4 Medizin im Krieg. Experten ziehen ihre Lehren aus der Ukraine, in: Handelsblatt (12.11.2023).

5 Siehe hier bereits: Ute Caumanns/Fritz Dross (Hg.), *Medizin und Krieg in historischer Perspektive. Beiträge der XII. Tagung der Deutsch-Polnischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin*, Düsseldorf 18. – 20. September 2009; *Prace XII. konferencji Polsko-Niemieckiego Towarzystwa Historii Medycyny*, Düsseldorf 18 do 20 września 2009 r., Frankfurt a.M. 2012; Wolfgang U. Eckart, *Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924*, Paderborn 2014.

6 Robert Jütte (Hg.), *Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung*, Göttingen 2011.

7 Johanna Bleker/Heinz-Peter Schmiedebach (Hg.), *Medizin und Krieg. Vom Dilemma der Heilberufe 1865 bis 1985*, Frankfurt a.M. 1984.

abhangen. Teilweise zeigte sich auch die Vereinnahmung der Medizin durch nationalistische und militaristische Ideologien sowie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Politisierung im Zeichen der Systemkonfrontation des Kalten Krieges.⁸ Die Rolle der Medizin im kriegerischen »Zeitalter der Extremen« wurde somit von sehr verschiedenen Faktoren geprägt, die sich als ein Spannungsfeld von Ideologie, Forschung und Versorgung darstellen.

Der vorliegende Band zielt nicht darauf ab, das komplexe Verhältnis von Krieg und Medizin im 20. Jahrhundert systematisch und umfassend zu vermessen, sondern er bietet Schlaglichter auf Aspekte einer vielfältig verflochtenen Beziehungsgeschichte. Er untersucht die Rolle der Medizin bei der Bewältigung von langfristigen Kriegsfolgen, aber auch die Geschichte von »medizinischer Gewalt« in Kriegsräumen und die Bedeutung des Krieges als Ermöglichungszusammenhang einer Entgrenzung von medizinischer Forschung sowie die Rolle der Profession in der kulturellen Deutung bewaffneter Konflikte.

Die hier versammelten Aufsätze gehen zurück auf die Referate der Ringvorlesung »Die Medizin und der Krieg«, die im Sommersemester 2024 im Rahmen des Health Humanities-Lehrprojekts der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf stattfand. Das Konzept der auf spezialisierte Ringvorlesungen zurückgehenden Bände – der Auftaktband, der Wandlungsprozessen in der historischen Erforschung von Sexualität und Geschlechtlichkeit nachgeht, wurde 2024 veröffentlicht⁹ – soll an dieser Stelle noch einmal kurz näher umrissen werden, um die hiermit verfolgten Ziele zu verdeutlichen.

Gemeinsam ist den Publikationen des Lehrprojekts an der HHU zunächst, dass sie sich im doppelten Sinn für gesellschaftliche Szenarien bzw. Prozesse des Umbruchs interessieren: Sie gehen zum einen von einer in der Gegenwart diskutierten Wucht von Transformationsprozessen innerhalb eines bestimmten Themenfeldes aus und fragen zum anderen nach dem Stand bisheriger Zugänge in der historiographischen Diskussion sowie nach einem ersten in

8 Winfried Süß, Der »Volkskörper« im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945, München 2003; Claudia Kemper, Medizin gegen den Kalten Krieg. Ärzte in der anti-atomaren Friedensbewegung der 1980er Jahre, Göttingen 2016; Christoph Laucht, Grenzenlose Medizin? Britische MedizinerInnen, Europa und die Prävention eines Atomkriegs während der 1980er Jahre, in: Gespannte Verhältnisse. Frieden und Protest in Europa während der 1970er und 1980er Jahre, hg. vom Arbeitskreis Historische Friedensforschung. Jahrestagung, Essen 2017, S. 129–152.

9 Richard Kühl/Daniela Link/Lisa Heiberg (Hg.), Sexualitäten und Geschlechter. Historische Perspektiven im Wandel, Bielefeld 2024.

der Forschung beobachtbaren Echo auf diesen Wandel. Zugleich sind sie vorwiegend für die universitäre Lehre konzipiert und sollen in diesem Sinne niederschwellig (Open Access) zugänglich sein. Insofern beabsichtigen die Bände der Lehrreihe eine andere Perspektive herzustellen als sie etwa Themenhefte in Fachjournals oder Sammelbände, die auf wissenschaftliche Tagungen zurückgehen, im Allgemeinen verfolgen. Basierend auf dialogisch angelegten Lehrveranstaltungen, die alle zwei Semester als eine Ergänzung zur Health Humanities-Hauptvorlesung an der HHU Düsseldorf digital angeboten werden, sind sie in Fragestellung und Methodik weniger festgelegt als »klassische« Sammelbände oder Themenhefte, die üblicherweise ein klar umrissenes historisches Thema, Phänomen oder Forschungsfeld vertiefend diskutieren. Vielmehr wollen sie möglichst nah an der universitären Praxis vermittelnde Einblicke in dynamische Forschungsfelder der Geschichtswissenschaft geben und zeigen, wie Forschung und Lehre im besten Fall im Sinne einer sich ergänzenden Suchbewegung zusammenwirken.

Insgesamt changieren die Bände somit zwischen wissenschaftlichen Anthologien und ausgearbeiteten Vorträgen. Sie bieten neben Beiträgen, die eine exemplarische Relevanz für ein ganzes Forschungsfeld aufweisen, zugleich konzeptionelle Überlegungen zu spezifischen Forschungsfeldern, Diskussionen von ungewöhnlichen und aufschlussreichen Quellenfunden sowie erste empirische Erprobungen neuer Fragestellungen.

Nicht vollständig, aber doch zu einem nicht unwesentlichen Teil profitieren die Sammelbände der Düsseldorfer Health Humanities von den Forschungsschwerpunkten und -kooperationen des dortigen Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, an dem auch das Lehrprojekt der Health Humanities angesiedelt ist. Die im Düsseldorfer Institut verfolgten Themenfelder und methodischen Ansätze spiegeln sich auch in diesem Band in wiederkehrenden Themenkomplexen und erkenntnisleitenden Zugängen wider. In besonderem Maße gilt das für Themen aus der Geschichte der Pathologie, der Historiographie zu Kriegsversehrungen und dem Vergleich von medizinischer Versorgung, Forschung und Ideologie in beiden Weltkriegen. Ein weiterer Schwerpunkt liegt in der Einbettung von medizingeschichtlichen Fragestellungen in die politische Kulturgeschichte mit einem besonderen Fokus auf das jeweilige zeitgenössische »Politik«- und »Wissenschafts«-Verständnis.

Den Anfang macht die Wiener Medizinhistorikerin Daniela Angetter-Pfeiffer mit einer dichten Darstellung des Wandels der Militärmedizin auf einem Schauplatz des Ersten Weltkriegs, auf dem die Verlustraten selbst

gemessen am Massensterben in den großen Schlachten an der Westfront hoch waren: im Hochgebirge an der Isonzofront. Der Beitrag führt auf der Basis österreichischer und italienischer Quellen Dynamik und Komplexität der organisatorischen Abläufe, die das Militärsanitätswesen für den Gebirgskrieg entwickelte, vor Augen. Deutlich wird zum einen der Improvisations-, aber auch der Innovationscharakter, der militärärztlichen Maßnahmen zugrunde lag, zum anderen wird gezeigt, wie sich in der zunehmenden Verflechtung von Militär- und Zivileinrichtungen die Tendenz zur Totalisierung des Krieges im frühen 20. Jahrhundert spiegelte.

Mit den Kriegsaufzeichnungen Ernst Gustav Ziemkes steht anschließend ein beeindruckender Quellenfund der jüngeren medizinhistorischen Forschung zum Ersten Weltkrieg im Zentrum der Betrachtung. Johanna Preuß-Wössner, der dieser Fund geglückt ist, zeichnet zunächst die wissenschaftliche Vita des bekannten Kieler Gerichtsmediziners nach, der als Kriegspathologe an der West- und an der Ostfront eingesetzt war. Seine Aufzeichnungen – Tagebücher und medizinische Notizhefte – legen ebenso nüchtern wie genau ein bedrückendes Zeugnis von der Wirklichkeit des Sterbens in den Kriegslazaretten des Ersten Weltkriegs ab. Ziemkes Aufzeichnungen von der Westfront, aus denen hier zum ersten Mal ausführlich zitiert wird, gehören zu den wohl erschütterndsten ärztlichen Berichten über die Folgen des Einsatzes von Giftgas. Sein Kriegstagebuch aus den Jahren 1916 und 1917 wird in diesem Band weitgehend vollständig und mit einer editorischen Kommentierung durch Johanna Preuß-Wössner abgedruckt.

Anhand neuropsychiatrischer Kinematographien der »Kriegshysterie« demonstriert die Berliner Zeit- und Kulturhistorikerin Julia B. Köhne die Potentiale des Ineinandergreifens einer Medien-, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Im Zentrum ihres Beitrags steht die Analyse von Repräsentationstechniken, die im wissenschaftlichen Lehrfilm zwischen 1916 und 1918 in Deutschland, England, Italien und Frankreich bei der medialen Inszenierung kriegsneurotischer Störungsbilder entwickelt wurden. Indem der Lehrfilm traditionell klinische mit filmischen »Zeigestrategien« synthetisierte, blieb die Bandbreite seiner in den Dienst des Krieges gestellten Funktionalisierung nicht auf die Interpretation des Krankheitsbilds selbst und dessen propagierte Heilungsmöglichkeiten beschränkt. Auch der medizinisch-wissenschaftlichen Selbstinszenierung der daran Beteiligten erschlossen sich neue Wege. Die medizinische Kinematographie erweist sich daher in vielerlei Hinsicht als ertragreicher Untersuchungsgegenstand, wie

nicht zuletzt mit Blick auf geschlechterhistorische Fragestellungen aufgezeigt wird.

Sebastian Wenger wendet sich in seinem Beitrag einer bislang wenig erforschten Dimension der Kriegserfahrung des 20. Jahrhunderts zu: den physischen und psychischen Belastungen von Medizinern im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Der Autor arbeitet am Beispiel der deutschen Militärmedizin facettenhaft heraus, wie tiefgreifend die Erfahrung des modernen Massenkriegs in die berufliche Praxis und Identität der Mediziner hineinwirkte, die er im Spannungsfeld eines zunehmend militarisierten Berufsethos sowie eines hegemonial geprägten Männlichkeitseideals verortet. Auf Basis vielfältiger Selbstzeugnisse und institutioneller Quellen untersucht er die Auswirkungen von Dauerbelastung, Ressourcenmangel und extremer emotionaler Beanspruchung auf die ärztliche Gesundheit sowie die Grenzen beruflicher Resilienz. Die strukturelle und individuelle Überforderung medizinischer Akteure in Kriegszeiten führte Wenger zufolge vielfach bis hin zu Abhängigkeit, Suizid und gezielter Selbstverletzung.

Aus kunstgeschichtlicher Perspektive widmet sich Luisa Rittershaus dem ikonografischen Motiv des Totentanzes im Zeitalter der Weltkriege. Der Beitrag zeichnet nach, wie das Totentanzmotiv schon seit dem Spätmittelalter als vielschichtiges Ausdrucksmedium gesellschaftlicher Krisen- und Todeserfahrungen fungierte, insbesondere im Kontext von Krieg, Seuche und sozialer Ausgrenzung. Anhand ausgewählter Beispiele aus der Grafiksammlung *Mensch und Tod* am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Universität Düsseldorf werden eindrücklich die historischen Transformationen, aber auch Traditionslinien von Kriegsdarstellungen von der Frühen Neuzeit bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs nachgezeichnet. Rittershaus zeigt, dass das Totentanzmotiv in Kriegs- und Nachkriegszeiten stets als visueller Resonanzraum politischer, kultureller und medizinischer Diskurse zwischen moralischer Mahnung, dokumentarischer Reflexion und propagandistischer Bildsprache fungierte.

Eine in Vergessenheit geratene Debatte aus der Waffenstillstandsperiode 1918/19 wird in Richard Kühls Beitrag über die Kriegsfolgendiskussion der deutschen Sexualwissenschaft umrissen. Der Titel »Am Anfang war Moral Panic« spielt auf die für die politische Kultur der Weimarer Republik geradezu konstitutive Bedeutung dieser äußerst kontrovers geführten Auseinandersetzung an – und zwar darauf, dass sich eine Fragmentierung der deutschen Nachkriegsgesellschaft durch das Prisma sexualpolitischer Deutungskämpfe um die Kriegsfolgen schon sehr früh beobachten lässt. Dass die Feindselig-

keiten, die dem Sexualreformer Magnus Hirschfeld bereits im Kaiserreich entgegenschlagen waren, nun unter dem Eindruck eines Niedergangs der nationalen »Sittlichkeit« eine qualitativ neue Dimension erreichten, gehört in diesen Zusammenhang. Sie verweisen auf die Herausbildung einer Bedrohungskommunikation, die in Struktur und Methodik vieles von dem vorwegnahm, was »Kulturkämpfe« um Sexualität und Geschlechtlichkeit von hier an kennzeichnen sollte.

Der Erste Weltkrieg und die als Schmach empfundene Niederlage markierten in Deutschland insgesamt einen tiefgreifenden Wandel im ärztlichen Selbstverständnis: Neben der Behandlung verwundeter Soldaten rückten vor allem nach Kriegsende zunehmend Fragen der »Volksgesundheit« und auch der »Ausmerzung« vermeintlich »minderwertiger Elemente« in den Fokus ärztlicher Tätigkeit. Diese Erfahrungen prägten das medizinische Denken weit über 1918 hinaus und schufen eine ideologische wie institutionelle Kontinuität, die im Nationalsozialismus zur systematischen Radikalisierung führte und auch die Ärzteschaft in den Dienst der psychologischen Mobilmachung der Zivilbevölkerung stellte. Der Beitrag von Livia Prüll analysiert diesen Entwicklungspfad auf der Höhe des Forschungsstands und zeigt systematisch, wie die Kriegsmedizin zur ideologischen und biopolitischen Vorbereitung der NS-Medizin beitrug.

Der Beitrag von Julia Nebe widmet sich daran anschließend der Medizin im Dritten Reich und nimmt die Heidelberger Kieferorthopädin Elsbeth von Schnizer als Fallbeispiel für weibliche Täterschaft im Nationalsozialismus in den Blick. Anhand ihrer Karriere, ihrer Mitgliedschaften in NS-Organisationen sowie ihrer Mitwirkung an rassenideologisch motivierten schulzahnärztlichen Maßnahmen zeigt sie, wie auch hochqualifizierte Frauen nicht nur opportunistisch von der NS-Politik profitierten, sondern das Regime ideologisch und praktisch mittrugen und damit eine aktive Rolle im nationalsozialistischen Gesundheits- und Hochschulsystem einnahmen. Die biografische Annäherung an von Schnizer thematisiert Forschungslücken in der NS-Täterinnenforschung und verdeutlicht, wie sich Geschlecht, Karriereambition und NS-Gesundheitspolitik in der Medizin verflochten.

Die konstitutive Bedeutung der Weltkriegserfahrung in Ideologie, Politik und Propaganda des Nationalsozialismus ist von der Forschung in den letzten Jahrzehnten immer wieder betont worden. Nils Löffelbein analysiert vor diesem Hintergrund die Kriegsopferpolitik des nationalsozialistischen Regimes im Spannungsfeld von traditionsreicher Fürsorgepraxis und ideologischer Aufladung durch den Frontkämpfermythos des Ersten Weltkriegs.

Er zeigt, wie das NS-Regime nach 1933 die sozialstaatlich geprägte Versorgung der Weimarer Republik schrittweise in ein von symbolischer Ehrung, selektiver Inklusion und rassenpolitischer Ausgrenzung geprägtes System umwandelte, das sich zunehmend an militärischen und völkischen Kriterien orientierte. Insbesondere die medizinische Begutachtung, propagandistische Heroisierung und zugleich exkludierende Praxis gegenüber psychisch Versehrten offenbaren die enge Verzahnung von ideologischer Herrschaftsausübung, medizinischer Expertise und sozialpolitischem Instrumentarium im »autoritären Wohlfahrtsstaat« des Dritten Reichs.

Timo Baumanns Aufsatz vermittelt einen nachhaltigen Eindruck von den Vorgängen auf der berüchtigten »Seenot und Winternot«-Besprechung, die im Oktober 1942 in Nürnberg stattfand und nach 1945 wie keine andere Tagung der NS-Zeit die Frage aufwerfen sollte, wie sich das praktisch vollständige Schweigen der medizinischen Eliten zu den verbrecherischen Humanexperimenten in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern einordnen lässt. Auf dieser von 95 Ärzten besuchten Besprechung, die von der Sanitätsinspektion der Luftwaffe anberaumt worden war, wurden u.a. die Ergebnisse der Kältetodversuche im KZ Dachau vorgestellt. Baumann, der im Rahmen einer Aufarbeitungsstudie des Bundesverbands Deutscher Pathologen eingehend zu diesem Thema geforscht hat, zeigt am Beispiel von Franz Büchner und weiteren Teilnehmern aus den Reihen der deutschen Kriegspathologie auf, was sich anhand der heute zugänglichen Quellen über die Abläufe der Tagung und die Kommunikation der Beteiligten darüber nach 1945 rekonstruieren lässt.

Die Zeithistorikerin Isabel Heinemann lenkt den Blick auf einen NS-Verbrechenskomplex, der unter dem Gesichtspunkt der Beteiligung von Wissenschaftler:innen weitaus weniger in der Erinnerungskultur präsent ist. Außerhalb der Geschichtswissenschaft wurde bisher kaum wahrgenommen, dass der nationalsozialistische »Generalplan Ost«, der von Anfang an zentraler Bestandteil des Vernichtungskriegs gegen die Sowjetunion war und manche Wesensmerkmale des europäischen Kolonialismus – Raumeneignung, rassistische Hierarchien und die gewaltsame Unterwerfung ganzer Bevölkerungsgruppen – radikaliert auf Osteuropa übertrug, ein von verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen vorbereitetes und im Krieg aktiv begleitetes Unterfangen war. Wie Heinemann zeigt, ist dieser Zusammenhang für das Verständnis der rassenideologischen Gewalt, die mit dem Ziel einer Eroberung des »Ostraums« entriegelt wurde, keineswegs von nebенstöchlicher Bedeutung. Entstanden als Aufsatz für den Begleitkatalog der Ausstellung »In

Fleischhakers Händen. Tübinger Rassenforscher in Łódź 1940 bis 1942«, die im Frühjahr 2015 als Aufarbeitungsprojekt der Universität Tübingen große mediale Aufmerksamkeit erregte, demonstriert Heinemann am Beispiel der Laufbahn und den Tätigkeiten von Hans Fleischhacker, einem an der Tübinger Medizinischen Fakultät im Jahr 1943 habilitierten Anthropologen, wie unmittelbar die universitär betriebene Rassenforschung mit der Umsetzung des genozidalen »Generalplans Ost« verbunden war.

Karsten Wilke und Christine Wolters stellen die Kriegsbeschädigtenversorgung nach dem Zweiten Weltkrieg in den Fokus. Diese war in der frühen Bundesrepublik nicht nur ein zentrales Instrument konservativer Sozialpolitik, sondern auch ein komplexes soziales Feld, in dem staatliche Fürsorge, Selbstbehauptung und gesellschaftliche Anerkennung neu verhandelt wurden. Anhand bislang unzugänglicher Einzelfallakten analysieren die Autor:innen die Interaktionen zwischen Versorgungsämtern und Beschädigten sowie deren individuelle Strategien zur Durchsetzung von Ansprüchen im Spannungsfeld von Anerkennung, Normierung und Kontrolle. Der Beitrag verbindet sozialhistorische Quellenarbeit mit Pierre Bourdieus Feldtheorie und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des spezifischen Habitus kriegsversehrter Männer in der frühen Bundesrepublik.

In ihrem Beitrag über Kontakte zwischen den nationalen Wissenschaftsakademien Schwedens und der DDR fokussieren anschließend Thorsten Halling und Nils Hansson auf den Wandel internationaler Wissenschaftsbeziehungen in den ersten Jahrzehnten nach 1945. Basierend auf Reiseberichten und Mitgliederunterlagen, die detaillierten Einblick in die Rolle von wissenschaftlichen Netzwerken erlauben, weisen sie die Austausch- und Kooperationsaktivitäten der Leopoldina, der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Kungliga Vetenskapsakademien als einen Teil der wissenschaftlichen Diplomatiegeschichte im Kalten Krieg aus. Diese blieb, wie der Beitrag aufzeigt, über den Bau der Mauer 1961 hinaus von Bedeutung und erwies sich gerade für die DDR als eine Ressource zur Gewinnung von nationalem Prestige.

In die Spätphase des Kalten Krieges führt der Beitrag von Claudia Kemper. Am Beispiel der Organisation »Internationale Ärzte zur Verhütung des Atomkrieges« (IPPNW) untersucht sie die historischen, berufsethischen und politischen Rahmenbedingungen, in denen sich ärztliches Engagement im Kontext des Ost-West-Konflikts bewegte. Im Zentrum steht die Frage, inwieweit sich die medizinisch begründete Forderung nach atomarer Abrüstung mit dem ärztlichen Neutralitätsgebot vereinbaren ließ – ein (vermeintlicher) Widerspruch, der sich in den 1980er Jahren mit der wachsenden Politisierung der

westlichen Gesellschaften und innerprofessionellen Konflikten in der Medizin zusätzte. Die Analyse zeigt, wie ärztliche Akteur:innen wissenschaftliche Autorität, moralisches Ethos und politische Symbolik verbanden, um sich als legitime Stimmen im friedenspolitischen Diskurs zu positionieren.

Das Erscheinen dieses Bandes fällt in eine innen- und außenpolitische Umbruchphase, in der die fundamentalen Auswirkungen des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine sich bereits schemenhaft abzuzeichnen beginnen. Es ist allerdings absehbar, dass die in Deutschland seit 2022 vielfach als »Zeitenwende« postulierten Forderungen nach Aufrüstung, militärischer Stärke und kollektiver Wehrhaftigkeit nicht nur politische und gesellschaftliche, sondern auch deutliche wissenschaftliche Implikationen haben werden.¹⁰ Denn wenn Politik tatsächlich stets der »historischen Vergewisserung bedarf«,¹¹ wie Jörg Echterkamp jüngst konstatiert hat, werden sich mit der Rückkehr des Krieges nach Europa auch die Sichtweisen und Positionsbestimmungen der Geschichtswissenschaft und ihr Blick auf die Kriege und Konflikte des »kurzen« 20. Jahrhunderts auf lange Sicht neu justieren. Für Historiker:innen bedeutet dies möglicherweise eine Revision oder gar eine Abkehr von Perspektiven auf Krieg und Militär, die in den vergangenen Jahrzehnten unter dem Schlagwort einer »zivilistischen Militärgeschichte« (Gerd Krumeich) überaus ertragreich entwickelt worden sind und dabei nicht zuletzt auch die Medizingeschichte belebt haben.¹² Vielleicht können die hier versammelten Beiträge daher auch zum Innehalten beitragen, bieten sie in der Summe doch unwillkürlich zugleich einen Rückblick auf Forschungsentwicklungen, die sich in den vergangenen rund zwanzig Jahren als weiterführend erwiesen haben. Denn ob eine Renaissance der älteren Militärgeschichte mit ihren primär strategischen, sicherheitspolitischen und militärischen Fragestellungen mit einer gleichzeitigen Zurückdrängung von seit den 1990er-Jahren etablierten kultur- und erinnerungsgeschichtlichen Zugängen einhergehen wird, ist zwar noch nicht abzusehen, aber durchaus zu befürchten.

¹⁰ Siehe die Gedanken hierzu in Helmut Lethen, Stoische Gangarten. Versuche der Lebensorführung, Berlin 2025, S. 157–197.

¹¹ Jörg Echterkamp, Vom Nutzen einer europäischen Militärgeschichte nach der »Zeitenwende«. Eine Einführung, in: Jörg Echterkamp/Hans-Hubertus Mack (Hg.), Geschichte ohne Grenzen? Europäische Dimensionen der Militärgeschichte vom 19. Jahrhundert bis heute, 2., erw. und aktual. Auflage, Berlin 2025, S. 1–25, hier S. 9.

¹² Andreas Wirsching, Der Preis der Freiheit. Geschichte Europas in unserer Zeit, München 2012, S. 377.

Literaturverzeichnis

- Bleker, Johanna/Schmiedebach, Heinz-Peter (Hg.), *Medizin und Krieg. Vom Dilemma der Heilberufe 1865 bis 1985*, Frankfurt a.M. 1984.
- Caumanns, Ute/Dross, Fritz (Hg.), *Medizin und Krieg in historischer Perspektive* Beiträge der XII. Tagung der Deutsch-Polnischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Düsseldorf 18. – 20. September 2009; Prace XII. konferencji Polsko-Niemieckiego Towarzystwa Historii Medycyny, Düsseldorf 18 do 20 września 2009 r., Frankfurt a.M. 2012.
- Echternkamp, Jörg, *Vom Nutzen einer europäischen Militärgeschichte nach der »Zeitenwende«. Eine Einführung*, in: Jörg Echternkamp/Hans-Hubertus Mack (Hg.), *Geschichte ohne Grenzen? Europäische Dimensionen der Militärgeschichte vom 19. Jahrhundert bis heute*, 2., erw. und aktual. Auflage, Berlin 2025, S. 1–25.
- Eckart, Wolfgang U., *Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924*, Paderborn 2014.
- Kemper, Claudia, *Medizin gegen den Kalten Krieg. Ärzte in der anti-atomaren Friedensbewegung der 1980er Jahre*, Göttingen 2016.
- Kireev, Maxim/Friederichs, Hauke, *Kämpfe in Bachmut: Eine Front, die an den Ersten Weltkrieg erinnert*, in: *Die Zeit* (14.3.2023).
- Laucht, Christoph, *Grenzenlose Medizin? Britische MedizinerInnen, Europa und die Prävention eines Atomkriegs während der 1980 Jahre*, in: *Gespannte Verhältnisse: Frieden und Protest in Europa während der 1970er und 1980er Jahre*, hg. vom Arbeitskreis Historische Friedensforschung. Jahrestagung, Essen 2017, S. 129–152.
- Lethen, Helmut, *Stoische Gangarten. Versuche der Lebensführung*, Berlin 2025.
- Radbruch, Lukas/Schaible, Hans-Georg, *Krieg und humanitäre Katastrophe in der Ukraine*, in: *Der Schmerz* 36/2 (2022), S. 79–80.
- Süß, Winfried, *Der »Volkskörper« im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945*, München 2003.
- Wirsching, Andreas, *Der Preis der Freiheit. Geschichte Europas in unserer Zeit*, München 2012.

